

(Nachdruck verboten.)

118)

Arbeit.

Roman in drei Bänden von Emile Zola. Aus dem Französischen
übersetzt von Leopold Rosenzweig.
(Schluß.)

Träumerisch, mit schwächer werdender Stimme sagte Lucas wieder:

„Ach, ich wünschte gern, ja, ehe ich von meinem Werke scheide, wünschte ich gern, wie weit bis heute die große Umwandlung reicht. Ich würde besser schlafen, ich würde mehr glückliche Gewißheit, mehr frohe Hoffnung mit mir nehmen.“

Wieder trat Schweigen ein. Die drei Frauen sahen gleich ihm in die weite Ferne hinaus, in tiefes Sinnen verloren.

Dann begann Josine:

„Ein Reisender, der aus fernen Ländern kam, hat mir folgendes erzählt. In einer großen Republik waren die Kollektivistin zur Herrschaft gelangt. Jahrelang hatten sie heftige politische Kämpfe geführt, um sich des Parlaments und der Regierung zu bemächtigen; aber sie konnten ihr Ziel nicht auf gewöhnlichem Wege erreichen, sie mußten zu dem Gewaltmittel des Staatsstreichs greifen, als sie sich kräftig genug fühlten und sicher waren, das Volk auf ihrer Seite zu haben. Sogleich gingen sie daran, ihr Programm mit Hilfe von Gesetzen und Verordnungen vollständig auszuführen. Es wurde die vollkommene Enteignung ausgesprochen, alle Besitztümer der Einzelnen wurden Gemeingut, alle Arbeitsmittel standen zur freien Verfügung der Arbeitenden. Es gab keine Grundbesitzer, keine Kapitalisten, keine Fabrikherren mehr, der Staat umfaßte und beherrschte alles, war der einzige Grundbesitzer, Kapitalist und Fabrikherr, regulierte und verteilte das soziale Leben. Aber dieser gewaltige Umschlag, diese plötzliche und radikale Veränderung vollzog sich nicht ohne schreckliche Kämpfe. Die herrschenden Klassen ließen sich ihre Güter, wenn sie auch geraubt waren, nicht so ohne weiteres entreißen, und auf allen Seiten erhob sich furchtbarer Widerstand. Manche Hausbesitzer ließen sich lieber auf der Schwelle ihres Hauses töten, als daß sie sich hätten daraus verdrängen lassen. Andre zerstörten ihr Eigentum, erfäuschten die Bergwerke, rissen die Eisenbahnschienen auf, sprengten die Fabriken in die Luft, während die Kapitalisten ihre Papiere verbrannten und ihr Gold ins Meer warfen. Manche Häuser mußten förmlich belagert, manche Städte erstürmt werden. Jahrelang wütete der Bürgerkrieg, das Straßenpflaster wurde von Blut gerötet, und die Flüsse führten Leichen mit sich. Dann hatte der allumfassende Staat große Schwierigkeiten, um die neue Ordnung der Dinge ohne Störung durchzuführen. Die Arbeitsstunde war die Werteinheit geworden, und Gutscheine ermöglichten den Austausch der Werte. Vorerst wurde eine statistische Kommission eingesetzt, die über die Produktion wachte und die Erzeugnisse nach Maßstab der Leistung eines jeden verteilte. Dann wurden noch weitere Kontrollstellen notwendig, und allmählich entwickelte sich eine sehr komplizierte Organisation, die die Maschinerie der neuen Gesellschaftsordnung ungemein belastete und ihren Gang erschwerte. Immer mehr wurden die Menschen in die Kasernen der Gleichmäßigkeit wie Soldaten eingereiht, immer enger in geradlinige Zellen gezwängt. . . . Und dennoch vollzog sich die Evolution, es war gleichwohl ein Schritt zur Brüderlichkeit gesehen, die Arbeit wurde wieder in ihren Ehrenplatz eingesetzt, die Güter in immer gerechterer Weise verteilt. Der Weg führte unausweichlich zur Vernichtung des Lohnsklaventums und des Kapitals, zum Verschwinden des Handels und des Geldes. Und heute ist, wie mir berichtet wurde, dieser von so vielen Katastrophen heimgesuchte, kollektivistische Staat endlich des Friedens teilhaftig geworden, und seine freien, arbeitenden Bürger leben in brüderlicher Gemeinsamkeit.“

Josine schwieg und sah wieder hinaus in die Weite des Himmels. Und Lucas sagte leise:

„Ja, ja, das ist einer der blutigen Wege, einer von denen, die ich nicht einschlagen mochte. Aber was verschlägt es heute, da er doch zu derselben Einigkeit, zu derselben Harmonie geführt hat?“

Dann sprach Soeurette, die Blicke hinausgerichtet auf die weite Welt jenseits der mächtigen Wände der Monts Meuses:

„Auch ich habe viele schreckliche Begebenheiten von Augenzeugen erzählen hören. In einem mächtigen Nachbarreiche haben die Anarchisten den alten gesellschaftlichen Bau mit Pulver und Dynamit in die Luft gesprengt. Das Volk hatte so viel gelitten, daß es sich mit ihnen verband, das befreiende Werk der Zerstörung vollendete und die verrottete alte Welt bis auf das letzte Stäubchen wegtilgte. Viele, viele Nächte hindurch flammten die Städte wie die Fackeln, und die Luft war erfüllt von dem Geheul der ehemaligen Tyrannen, die erschlagen wurden und die nicht sterben wollten. Die blutige Sündflut war hereingebrochen, die von den anarchistischen Propheten so lange als notwendig und unvermeidlich war verkündigt worden. Dann begann die neue Zeit. Die Lösung war nicht: „Jedem nach seinen Werken“, sondern „Jedem nach seinen Bedürfnissen“. Der Mensch hat ein unvertilgbares Recht an das Leben, an Wohnung, Kleidung und tägliches Brot. Alle Güter waren somit zusammengelegt und hierauf an alle verteilt worden, und man begann erst dann den Einzelnen einzuschränken, als nicht mehr so viel für alle da war. Wenn die ganze Menschheit arbeitete, wenn die Natur in zweckvoller und wissenschaftlicher Weise ausgenützt wurde, mußte eine unberechenbare Menge von Gütern entstehen, ein ungeheurer Reichtum, der alle Bedürfnisse einer verzehnfachten Bevölkerung im Ueberfluß befriedigen konnte. Wenn einmal die parasitische Gesellschaft verschwunden war, samt dem Gelde, der Quelle des Verbrechens, samt den grausamen Vergeltungs- und Unterdrückungsgesetzen, der Quelle aller Ungerechtigkeit, dann kam das Reich des Friedens und der vollkommenen Freiheit, in welchem das Glück eines jeden im Blick aller beruhte. . . . Und es gab keinerlei Macht mehr, keinerlei Gesetze, keinerlei Regierung. Die Anarchisten hatten zum Eisen und Feuer gegriffen, zur blutigen Ausrottung alles Bestehenden, weil sie der Ueberzeugung waren, daß sie die alten monarchistischen und religiösen Atavismen nur dann gründlich zerstören, die Machtbarkeit jeder Art nur dann mit ihren letzten Keimen zerdrücken konnten, wenn sie das jahrhundertalte Geschwür erbarmungslos mit dem glühenden Eisen behandelten. Mit einem einzigen Streiche mußten alle lebenden Hände mit der verderblichen, despotischen Vergangenheit durchhauen werden, wenn sie nicht wieder verwachsen sollten. Jedes politische Mittel war wirkungslos und unheilvoll zugleich, weil Politik notwendigerweise aus Kompromissen, aus Schachern und Feilschen besteht, wobei die Enterten immer zu kurz kommen. Auf den Ruinen der alten, zerstörten, vernichteten Welt hatte somit die Anarchie versucht, ihr hohes, reines Princip zu verwirklichen, das auf der weitesten, idealsten Auffassung einer gerechten, friedlichen Menschheit beruhte. Der Mensch sollte frei sein in der freien Gesellschaft, jedes Individuum sollte, aller Fesseln ledig, das volle Maß seiner Sinneskräfte und Fähigkeiten behütigen, sollte alle Grenzen seines Lebens ausfüllen können, sollte glücklich sein im Besitze seines Anteils an allen Gütern der Erde. Allmählich gelangte so die Anarchie dazu, mit der kommunistischen Evolution zu verschmelzen, denn sie war in Wirklichkeit nur eine politische Negation, sie unterschied sich von den andern socialistischen Setten nur durch ihre Absicht, alles niederzureißen, um alles neu aufzubauen. Sie nahm das Princip der Association an, der freien Gruppen, zwischen denen der unaufhörliche, tausendfältige, immer sich erneuernde Wechselverkehr circulierte, wie das Blut des sozialen Organismus. Und das mächtige Reich, wo sie unter Gemegel und Fenersbränften ihre Herrschaft aufgerichtet hatte, hat sich den andern befreiten Völkern zu der großen, allumfassenden Vereinigung angeschlossen.“

Soeurette schwieg ihrerseits und stand unbeweglich und träumerisch, den Arm auf die Rücklehne des Sessels gestützt. Und Lucas sagte langsam, mit schwerer werdender Zunge:

„Ja, am letzten Tage, an der Schwelle des gelobten Landes, mußten die Anarchisten gleich den Kollektivistin mit den Schülern Fouriers zusammentreffen. Wohl waren die Wege verschieden, doch das Ziel blieb dasselbe.“

Suzanne, die bis jetzt schweigend dagehessen hatte, auch

sie traumverloren in weite Fernen hinausblickend, ergriff nun das Wort, während ein Schauer tiefen Mitleids ihre Gestalt durchbelebte:

„Ach, der letzte Krieg, die letzte Schlacht! Sie waren so entsehrlich, daß die Menschen hierauf für immer ihre Schwerter und Kanonen zerbrochen haben. Es war am Anfang der socialen Krisen, aus denen die Welt neugestaltet hervorgegangen ist, und ich habe die Schilderung des Grauenshaften von Leuten, die beinahe den Verstand verloren, als sie Zeugen waren des ungeheuren letzten Zusammenstoßes der Nationen. In den gewaltigen Krämpfen, die die Welt schüttelten, als die Gesellschaftsordnung der Zukunft geboren wurde, warf sich eine Hälfte Europas auf die andre, die andern Kontinente folgten, Kriegsschiffe trafen sich auf allen Meeren und kämpften um die Oberherrschaft zu Wasser und zu Lande. Nicht eine Nation konnte abseits bleiben, eine wurde durch die andre hineingezogen, zwei ungeheure Armeen marschierten auf, beide glühend von ererbtem Haß, jede grimmig entschlossen, die andre zu vernichten, als ob auf dem weiten, öden Felde von je zwei Menschen einer zu viel gewesen. Und die beiden ungeheuren Armeen der feindlichen Brüder trafen sich im Centrum Europas auf einer weiten Ebene, wo Millionen Menschen sich erwürgen konnten. Auf Meilen und Meilen entwickelten sich die Truppen, unabsehbar folgten andre als Verstärkung nach, zwei so gewaltige Menschenströme wälzten sich gegeneinander, daß die Schlacht einen ganzen Monat dauerte. Immer neue Menschenleiber boten sich jeden Tag den Kugeln und Granaten. Man nahm sich keine Zeit, die Toten fortzuschaffen, sie häuften sich zu hohen Wällen auf, hinter welchen immer wieder neue Regimenter aufmarschierten, um sich töten zu lassen. Die Nacht unterbrach den Kampf nicht, das Morden wurde im Finstern fortgesetzt. So oft die Sonne aufging, schien sie auf vergrößerte Seen von Menschenblut, auf eine grauenhafte Schlachtbank, wo die Leiber sich zu immer höheren Haufen schichteten. Gewaltige Kriegsmaschinen hüben und drüben verrichteten ihr furchtbares Werk, ganze Armeen wurden mit einem einzigen Donnerstöße zertrümmert. Die Kämpfenden brauchten einander nicht nahe zu kommen, sich nicht einmal zu sehen; die Kanonen trugen auf viele Kilometer Entfernung und warfen Geschosse, welche über Hektare von Terrain niedermägend hinsausten. Auch aus den Lüften wurden von Ballons herab Bomben geschleudert und Feuerbrände in die Städte geworfen. Die Wissenschaft hatte Sprengmittel, Zerstörungswerkzeuge erfunden, die Tod und Verderben auf ungeheure Entfernungen sandten, die ein ganzes Volk verschlingen konnten wie in einem Erdbeben. Und welch mörderisches Gemetzel am letzten Tage dieser Riesenschlacht! Wie noch hatte ein solches Menschenopfer zum Himmel emporgedampft. Mehr als eine Million Menschen lagen da auf dem unermesslichen Schlachtfelde, auf den Wiesen, auf den Aekern und in den Flüssen. Man konnte stunden- und stundenlang gehen, und sah immer dichtere Haufen erschlagener Soldaten liegen, aus deren verglasten Augen und offenem, blutbedecktem Munde der menschliche Wahnsinn gen Himmel starrte. . . Das war die letzte Schlacht. Schaudern und Entsetzen machten allen das Leben in den Adern gefrieren am Morgen nach diesem grauenhaften Blutrausch; und die Menschen sahen, daß der Krieg fortan unmöglich war, angesichts der Allmacht der Wissenschaft, die dazu bestimmt war, das Leben zu fördern und nicht den Tod.“

Suzanne verfiel wieder in Schweigen, und ihre klaren Augen schienen in den Frieden der Zukunft hineinzuschauen. Und mit einer Stimme, so schwach wie ein Hauch, sagte Lucas noch:

„Ja, der Krieg ist tot, die letzte Etappe ist erreicht, am Ziele des langen, beschwerlichen, mühseligen Weges sinken die Menschen einander in die Arme und geben sich den Bruderfuß. Mein Tagewerk ist vollbracht, nun kann ich schlafen.“

Er sprach nicht mehr. Süß und erhaben war diese letzte Minute. Josine, Coeurette und Suzanne regten sich nicht, harrten ohne Traurigkeit, mit inbrünstiger, weisevoller Liebe dem Kommenden entgegen. Das Zimmer war erfüllt von Blumenduft und Sonnenlicht. Drunten spielte die fröhliche Schar der Kinder, und durchs Fenster drangen die Schreie der Kleinen, das Lachen der Großen herein, der Frohsinn der Jugend, welche die Zukunft in sich barg, mit ihren immer schöneren Freuden, ihrem immer größeren Glück. Und draußen spannte sich der unermessliche blaue Himmel, an dem

die sinkende Sonne freundlich strahlte, die Allmutter, die Befruchtende, deren segensreiche Kraft die Menschen nun eingegangen und aufgespeichert hatten. Und unter ihren goldenen Strahlen erglänzten die blanken Dächer des glorreichen Beauclair, des von eifriger Thätigkeit summanden Bienenkorbes, wo die verjüngte, neugeordnete Arbeit nur Glückliche schaffte durch die gerechte Verteilung der Güter dieser Welt. Und jenseits der Wälle des Monts Bleufes, jenseits der weiten Ebene der Roumagne bildete sich die Vereinigung aller Völker zu einem einzigen Volke, zu einer brüderlichen Menschheit, die endlich ihre Bestimmung der Wahrheit, der Gerechtigkeit und des Friedens erreicht hat.

Mit einem letzten Blick umfaßte Lucas die Stadt, den Horizont, die ganze Erde, wo die Umgestaltung, die er begonnen, sich fortsetzte und vollendete. Das Werk war geschaffen, die Stadt war entstanden. Und Lucas gab den Geist auf, kehrte zurück in den ewigen Strom der Liebe und des Lebens. —

Laboremus.

(Berliner Theater.)

Von Björnson hörte ich einmal erzählen, daß er in den norwegischen Bergen Felsprengungen vornahm, um urbares Land zu gewinnen. Er soll bei dieser Gelegenheit geäußert haben, daß es im Grunde Pflicht eines jeden Norwegers sei, dem Vaterland ein Stück urbares Land zu hinterlassen, das vorher felsiger Boden war. Selbst wenn mich in Bezug auf diese Aeußerung mein Gedächtnis trügen sollte, was ich keineswegs annehme, wäre sie für Björnson sehr charakteristisch. Es liegt in diesem Dichter sehr viel Sinn für das Praktische, das Positive, für fruchtbare Arbeit, greifbare Resultate. Er will mit seiner Kunst nicht nur erschüttern, er will auch nützen. In vielen seiner Arbeiten steckt ein pädagogisches Element, das gelegentlich unverhüllt hervortritt, als einem künstlerisch lieb sein kann. Selbst im zweiten Teil von „Ueber unsre Kraft“ durchbricht es im letzten Akt den gewaltigen Stoff und wirkt ermüthend. „Laboremus“, das letzte Drama des alten Dichters, ist ganz von diesem pädagogischen Element beherrscht, wie es wahrscheinlich auch aus pädagogischen Erwägungen entstanden ist. Der norwegische Volkserzieher Björnson hat an dieser Arbeit größeren Anteil als der Dichter gleichen Namens, der uns im Grunde näher liegt.

„Laboremus“ feiert die stählende Kraft der Arbeit und fordert so zur Arbeit auf. Ein Kritiker hat die zunächst verblüffende Frage aufgeworfen, ob denn in unsrer Zeit der rastlosen Arbeit eine solche Aufforderung auch am Platze sei. Er meint, daß wir eher an einem Zuviel, als an einem Zuwenig der Arbeit leiden und daß für die große Mehrzahl der Menschen der Ruf am Platze wäre: „Laßt uns weniger arbeiten!“ Der Gedankengang ist an sich ohne Zweifel richtig, nur daß er Björnsons Dichtung nicht trifft, sondern sie im Gegentheil rechtfertigt. Jenem Extrem der Arbeit, mit dem der Kritiker sich befaßt, steht ja eben ein Extrem des arbeitslosen Gemüthes gegenüber. Das Zusammenwohnen beider Extreme ist ein Kennzeichen unsrer Zeit, soweit es nicht überhaupt die Zeit selber ist. Der arbeitslose Gemüth gehört zu diesen goldenen Tagen wie die gemüthlose übermäßige Arbeit und so ist der Ruf: „Laßt uns arbeiten!“ ebensowohl am Platze, wie der Ruf: „Macht uns frei von den Ketten unsrer Arbeit!“ Das Motiv der „Weber“ ist im besten Sinne aktuell, das Motiv von „Laboremus“ ist es auch.

Rechtfertigt diese Betrachtung nun das Motiv, so enthüllt sie leider zugleich die Schwächen der Dichtung. Soll das Motiv Bedeutung haben, so muß es auch den Hintergrund der Zeit erhalten, der es erst verständlich macht. Die „Weber“, in denen die Slaven der Arbeit an ihren Ketten reihen, haben diesen Hintergrund; „Laboremus“ hat ihn nicht. Wäre die Aufforderung des Dichters als ein düsterer Schatten durch die lichterfüllten Säle eines verweidlichten frivolen Geschlechts gegliedert — das Drama hätte eine Größe haben können, die ganz Björnsons würdig gewesen wäre. So aber bleibt die Arbeit in einem Einzelfall stehen, der vielleicht für eine Novelle gereicht hätte, nicht aber für ein Drama. Dem Worte „Laboremus“ fehlt die tragische Wucht.

Es kommt noch dazu, daß Björnsons Einzelfall nicht sonderlich überzeugend wirkt. Der Gutsbesitzer Bisby hat eine kranke Frau. Da die todtbringende Krankheit zugleich ansteckend ist, muß die Tochter aus dem Hause geschafft werden. Einer der Aerzte kommt auf den Gedanken, daß möglicherweise Muff auf die kranke wohlthätig einwirken könnte, und so bemüht man sich durch ein Kongertubium um eine gute Pianistin. Lange findet man keine — die Krankheit ist ja todtbringend und ansteckend, aber schließlich meldet sich eine Künstlerin, die sogar auf ihrem Instrument eine große Künstlerin ist. Wie kam sie dazu? Es ist im Grunde doch unwahrscheinlich, daß eine berühmte Pianistin, die zudem durch ihre sinnlichen Reize die halbe Männerwelt zu Narren, Schurken oder Selbstmördern macht — daß eine so begehrte Dame in ein Krankenzimmer geht, um einer todgeweihten Frau etwas vorzuspielen und sich daneben einer ansteckenden Krankheit auszusetzen. Den Zug von Asleje habe in an Frauen dieses Genres

noch nie bemerkt. Jrgend ein ausreichendes und zugleich mögliches Motiv scheint mir das Drama aber nicht zu bringen und so stehe ich vor etwas Unverständlichem. Nur Liebe ich nicht, mit einem Dichter allzu bitter über die äußeren Voraussetzungen seines Dramas zu rechten, am allerwenigsten, wenn der Dichter Björnson heißt. Ich will von der Unwahrscheinlichkeit, vor der ich stehe, auch gar kein weiteres Wesen machen; ich will sie nur anmerken, weil sie mir für die Natur der Arbeit charakteristisch zu sein scheint. Björnson hatte zuerst seine These und erfaud dann die Handlung, die sie beweisen sollte, während ihm sonst sicherlich zuerst der Konflikt in seiner ganzen ursprünglichen Kraft aufsteht.

Die Pianistin nun entsacht nach einiger Zeit die Leidenschaft des Mannes. Wie sie ihren Erfolg bemerkt, dreht sie den Spieß um und tötet die Kranke — durch ihre Musik, durch ihre Wille, durch ihr ganzes Betragen. Dann heiratet sie den Mann, der ihr endlich den ersehnten gesellschaftlichen Glanz verleihen soll und auch verleiht. Leider ist es ihrer Natur nicht gegeben, treu zu sein, was für den Ehemann ja ohne Zweifel ein fatales Faktum ist. Nach einer Weile betrügt sie ihn frisch, fröhlich und herzlich mit einem jungen Komponisten, den sie durch ihr Spiel inspiriert hat. Dieser junge Komponist erfährt aber schließlich, daß sie die unglückliche Frau Bischof musikalisch umgebracht hat und glaubt nun nicht mit ihr leben zu können, da sie die Gesetze der moralischen Welt verletzt habe. Nur in reiner Luft kann er arbeiten. Arbeiten aber will er. So bricht er mit ihr. Laboremus!

Soll die These mir besagen, daß ein Mann unter allen Umständen die Arbeit seines Lebens über sein Liebesleben setzen soll, — dann unterschreibe ich sofort und ohne Bedenken. Das Stück hinterläßt indessen viele Fragen. Es ist ja sehr wohl möglich, daß ein junger Komponist eine glänzende Pianistin liebt, die seine Arbeit in ungeahnter Weise beseligt — darf er auch dann die Arbeit über alles setzen und ein legitimes Verhältnis brechen, um mit ihr in die weite Welt zu gehen? Oder geht der Trauschein über die Arbeit? Sind Legitimität und moralische Welt identische Begriffe? Dann müßte ich ergebenst protestieren. Nach meiner unmaßgeblichen Meinung giebt es auf dem Gebiet der sexuellen Händel überhaupt keine Thesen. Jeder Fall ist ein Einzelfall, der für sich beurteilt sein will, und so giebt es auch nur Entscheidungen von Fall zu Fall. Etwas kann notwendig sein, wenn Heibel es thut, brutal in einem andern Fall, dumm in einem dritten, verworfen in einem vierten usw. Wo sollte man für diese wechselnden Verhältnisse den allgemeinen Maßstab hernehmen?

Die Darstellung bemühte sich nach Kräften, die mehr lyrische, als eigentlich dramatische Dichtung zu tragen. Frau Prach-Grebenberg, Wehrlin, Connard, Toni von Schffertig und Walden waren an ihr beteiligt. —

Erich Schläpfer.

Kleines Feuilleton.

er. **Teure Zeit.** „Fünfundfünfzig Pfennige macht's," sagte der Schlächtermeister. Erwartungsvoll hielt er der kleinen Frau Wedel die Hand mit dem Fünfgroschenstück hin.

Sie sah ihn an, ganz erstarrt und verwirrt: „Fünfundfünfzig Pfennige? Ach nee!"

„Fünfundfünfzig Pfennige!"
„Aber — aber nee, dis stimmt doch nicht. Rechnen Se doch mal nach: 'n Froschen der ausjelaßene Kalg und 'n halbes Pfund Karbinade —"

„Macht fänfundvierzig und zehne, macht fänfundfünfzig Pfennige."
„Kost' denn de Karbinade —?"

„Fänfundvierzig Pfennige 's halbe Pfund, neun Froschen 's ganze." Er sagte es sehr bestimmt.

Die kleine Frau Wedel seufzte etwas: „Fänfundvierzig Pfennig, na ich sage!" Aber dabei suchte sie doch schon in ihrem abgegriffenen Portemonnaie und kramte auch glücklich aus Nidelstücken und Konfummarten einen Sechser heraus: „Na, da haben Se'n, aber fänfundfünfzig Pfennige!" — sie schüttelte den Kopf.

„'s Schweinefleisch ist jetzt überhaupt so teuer," sagte ihre Nachbarin.

„Ja, alle Woche kost's 'n Sechser mehr."

Die Frauen fingen an, ins Gespräch zu kommen.

„Die Schlächter woll'n zu reich werden," spottete die Portierfrau aus Nummer siebzehn.

„Zawoll, reich werden" — der Meister fuhr herum — „werd'n Sie man reich bei die Zeiten. Denken Se, wir verdienen an's Schweinefleisch hent noch was? Kamm 'n Sechser."
„Na man nich zu knapp." Die Portierfrau lachte.

„Nee, 's is wirklich wahr." Die Schlächterfrau fing auch an mitzureden. Sie sah von einer Kundin zur andren: „Was denken Sie denn eigentlich? Denken Se, wir machen de Schweine so teuer? Siebzig Pfennige kostet 's Pfund im Einkauf, nu rechnen Se mal aus, was man dran verdient, reine Janisch."
„Aber in de Halle is't billiger," meinte die Portierfrau.
„Nee, da is't gerade so teuer," widersprach die große Lauge, die zuletzt gekommen war.

„In de Halle kost' Karbinade auch neun Froschen 's Pfund und bei manche sogar 'ne Mark."
„Na ja, 'ne Mark!"

„Wer soll denn det leben?" Die Frauen machten entrüstete Gesichter.

„Warten Se man de nächste Woche ab", — sagte der Schlächter — „dann köm'n Se elf Froschen leben für's Pfund."

„Die Schweine sind ja jetzt so knapp", stimmte seine Frau ihm bei, „auf 'n vorrichten Markttag waren schon jar keine mehr zu haben, und in de Fleischerzeitung steht's: nächste Woche werd'n se noch knapper sein, denn jieb't's womöglich jar keine."

„Ja natürlich keine Schweine" — die Portierfrau lachte von neuem.

„Na, wo soll'n Se denn herkommen? Lesen Se keine Zeitung? Bei die hohen Zölle kommt ja keen Vieh über de Zrenze, da muß man ja zahlen, was die auf die großen Züter haben wollen, und die Lassen't schon nich billig —" Der Schlächter fuhr sich mit der Hand durch's Haar: „Ja, so teuer wie jetzt war's Schweinefleisch noch nie!" Seine Frau stimmte ihm zu. „Sehn Se sich doch mal überall um: Neun Groschen kost' de Karbinade, überall, und sieben Froschen 's Rückenfett und denn noch mit Schwarte. Nu sagen Se, haben Sie schon jemals sieben Froschen für Rückenfett mit Schwarte gegeben?"

„Ja, man kann bald gar nichts mehr kochen", seufzte die kleine Frau Wedel.

„Nee, kann man auch nicht; is auch beinah' unmöglich." Die andern stimmten ihr bei.

„'n halb Pfund Rindfleisch is noch 's höchste, was unsereiner sich leisten kann."

„Ja, ich koch' auch nur noch Rindfleisch."

„Alle kochen se Rindfleisch," sagte die Schlächterfrau. „So viel Nachfrage nach Rindfleisch wie jetzt war noch nie."

„Ja, und wat hat man denn an Rindfleisch?" Die Lauge, die vorhin von der Markthalle gesprochen, sah die andern herausfordernd an: „So 'n Stück Rindfleisch, det schmurt ja zusammen wie nißht und von so'n ausgekocht' Suppenfleisch soll 'n Mann denn neue Kräfte kriegen? 'n Mann, der derbe arbeiten muß? Det geht doch nich."

„Nee, det geht nich!"

„Se holen aber doch alle Rindfleisch," wiederholte die Schlächterfrau. „Schweinefleisch kauft schon jar keener mehr, lassen 'Se man aber de Bauern det erst merken, denn schlagen die ihre Däsen auch noch auf."

„Ja, dett wer'n se schon machen, die können nie genug kriegen!" Frau Wedel nickte vor sich hin.

„Die Milch woll'n se uns ja nu auch noch verteuern" fing eine Zweite an.

„Zawoll und lassen Se man erst die neuen Zölle durch sein," sagte der Schlächter, „denn können wir erst recht noch wat erleben! Dann kann siberhaupt keener mehr wat essen."

„Denn knabbern wir uns gegenseitig an."

„Und dabei so wenig Arbeit und der Winter vor de Thüre." Die kleine Frau Wedel seufzte wieder.

„Aber wie se selber leben uf ihre Züter — det muß man mal sehen" — die Lauge redte sich: „Ich hab's mit durchgemacht. Ich habe gedient bei'n Juttsbesitzer oben in Meßlenburg. Bier bei Tisch? Jieb't's ja jar nich! Zimmer Wein und von de tenersten Sorten, und Bildbraten und Fische alle Tage, und 's Suppenfleisch kriegten höchstens de Knechte."

„Ja, die leben! Die verstehen's schon!" Der Schlächter lachte auf.

„Ja, das is wahr! Das thun se!" Die Portierfrau nickte eifrig: „Wissen Se, bei uns ins Haus wohnt doch 'n Kellner aus 'n Kaiserfeller, der sagt auch, so vilke haben se nie zu thun, als wenn de Landwirte bei Buschen sind. Wenn die kommen, dann jeh't es: haste was kunnste was. Die essen nich, die fressen!"

„Aber kein ausgekocht' Suppenfleisch!"

„Nee, da werden se sich ja fein bedanken, Aaffern und Rebhühner und Hasanen und allerhand teures franzö'sches Zeug."

„An's Suppenfleisch köm'n wir uns de Zähne ausbeiß'n", grollte Frau Wedel.

„Wenn wir überhaupt noch was kaufen können!"

„Na wat brauchen wir 'n Fleisch? Wir sind ja bloß Arbeiter!" Die Lauge schlug mit der Faust auf den Ladentisch: „Kinder, eigentlich is't ja richtig, einer muß zahlen, wenn unsre großen Bauern präpeln wollen, aber warum müssen denn wir det sein, warum denn gerade wir?" —

es. **Ernst Hädel zu Hause.** In „Mac Clures Magazine" berichtet Herr Ray S. Vater über einen Besuch, den er dem Professor Ernst Hädel in Jena gemacht hat. Er schildert den Gelehrten als einen großen, aufrechten, kräftigen Mann, mit einem diäten weißen Bart, hellblauen Augen, die gern lächeln, einer starken und zum Herzen gehenden Stimme, einem energischen Händedruck. Sein Arbeitszimmer" nimmt ein ganzes Stodwerk des zoologischen Instituts in Jena ein. Es ist zugleich ein zoologisches Museum mit zahlreichen ausgestopften Tieren und einer Darwinschen Bibliothek. Man findet dort alles, was jemals über die Abstammung des Menschen und über die Entstehung der Arten in deutscher, englischer, französischer, italienischer und russischer Sprache geschrieben worden ist, denn Hädel beherrscht diese verschiedenen Sprachen vollständig. Ein großer Fachschrant ist angefüllt mit Hädels eignen Werken und ihren Uebersetzungen. Man muß sich erinnern, daß der Meister hunderte von Artikeln in Zeitschriften, zahlreiche Broschüren und etwa vierzig größere Werke ver-

öffentl. hat, und daß mehrere von seinen Werken in zwölf Sprachen übersetzt worden sind. Hädel hat seine besondere Arbeitsmethode. Als er im Jahre 1899 seine „Welträtself“ schrieb, ein Buch, das mehrere Hundert Seiten stark ist, ging er um 6 Uhr morgens an die Arbeit und verließ sie erst um 8 Uhr abends; während dieser ganzen Zeit machte er nur eine halbe Stunde Mittagspause. Das dauerte so zwei Monate lang und Hädel empfing in dieser Zeit keinen Besuch und schrieb keinen Brief. Der Gelehrte läßt sich bei seiner Arbeit nicht gern helfen; er macht vielmehr fast alles allein. Fast alle Abbildungen in seinen Werken sind von ihm. Er hat die zahllosen Specimina der Meeresflora und Meeresfauna, die in seinem Museum eine einzig in der Welt dastehende Sammlung bilden, alle selbst präpariert. Hädel ist aber auch Künstler. Seine Skizzenbücher enthalten mehr als 2000 Zeichnungen und Bilder in Wasserfarben, die er in Indien, in Italien, in Norwegen, auf den Canarischen Inseln usw. entworfen hat. —

Theater.

oo. Thalia-Theater. „Ein tolles Geschäft“, Ausstattungsposse in vier Bildern von Jean. Kren und Alfred Schönfeldt. — Nur ein Kostümschneider vermag die neue Posse im Thalia-Theater nach ihrem wahren Wert zu würdigen; unsereiner, der keine Ahnung davon hat, wie im Hause Parich u. Co. die stillen Geister lange Zeit geschäftig sind, um der Trickkunst neue Vorberer anzuhängen, unsereiner sieht ratlos da, weil außer dem Plüschzeug von so einer Ausstattungsposse auch reinweg gar nichts übrig bleibt. Gewiß gehört auch dazu ein gutes Stück Kunstfertigkeit, eine Posse zu schaffen, die nur durch ihre Kostüme glänzt, und es soll nicht verkannt werden, daß vom Standpunkt des Schneiders aus die ausgleichende Gerechtigkeit in dem neuen Stück erhebliche Triumphe feiert. Es war schon längst ein unleidlicher Zustand, daß eine einfache Figurantin sich zu jedem Akt mindestens einmal umzog, wogegen Künstler von Ruf und Namen drei Stunden lang immer in derselben Garderobe herumlaufen mußten. Hier ist einem tief gefühlten Bedürfnis abgeholfen worden, indem die Herren Verfasser bei den Verwandlungskünstlern eine Anleihe machten und es so einrichteten, daß die beiden Sterne der Bühne, Herr Tielischer und Paula Borm, sich ein Duzend mal umzuweiden hatten. Die Fülle der Gesichte war einfach phänomenal. Tielischer als Schmierenkünstler, Schornsteinfeger, Altenuum, Tambourmajor, Kanonier, Lebegreis und sonst noch was, und Paula Borm ebenso oft mit Garderoben- und Rollenwechsel beglückt. Die beiden stellten nämlich die Inhaber eines Detektivbureaus vor, die in einer Ehebruchsache auf alle mögliche Weise zu spionieren hatten. Doch dieser Gedanke lugte nur ganz schüchtern aus der Kostümfülle hervor und es war ein gutes Gedächtnis notwendig, um sich seiner zu erinnern. Künstler, an denen nicht so viel Garderobe verschwendet werden konnte, wurden in anderer Weise entschädigt; so durfte Herr Helmerding, der die Rolle eines südamerikanischen Vonzes zu spielen hatte, im dritten Akt in der Holzogennase sein Licht leuchten lassen, und ebenso lief Herr Junkermann, der den Abend über nichts anderes war als ein Graf, einmal sehr hübsch ausgestattet als Pferd über die Bühne. Die Herren Verfasser gaben an, daß die Idee des Stüdes, d. h. der Verwandlungstrick, aus einem älteren französischen Schwanz „Tricocoe und Cocolet“ stammt; es ist überflüssig zu versichern, daß von dem Sprit dieses Schwanzes nichts in die neue Posse hinübergenommen wurde. Ebenso selbstverständlich ist es, daß der Abend der Theaterdirektion einen neuen Triumph brachte und Blumenpenden im Werte von mehreren Hundert Mark die Bühne zierten. —

Astronomisches.

— Neues vom neuen Sterne. Man schreibt der „Ziff. Ztg.“: Der neue Stern im Perseus ist mit den Ueberraschungen, die er uns bietet, noch nicht zu Ende. Herabgeschunkelt auf die sechste Größe, unter die er nicht hinabgehen zu wollen scheint, ist er für das Auge zwar eine unheimliche Erscheinung geworden, wird aber in den Fernrohren der Astronomen eifrig verfolgt. Jüngst meldete Flammarion von seiner Sternwarte in Envisy bei Paris, er habe auf einer photographischen Aufnahme den Stern mit einer Nebelaureole umgeben gefunden. Der neue Stern war ein Nebel geworden? Das würde an und für sich nicht gewundert haben, denn auch die Nova Aurigas des Jahres 1892 war schließlich ein Nebel geworden, den sogar das Fernrohr direkt zeigte. Wunderbar wird die Sache erst durch zwei weitere Beobachtungen von Professor Wolf-Heidelberg, der die Entdeckung Flammarions nachprüfen wollte. Sein neues Fernrohr streckt gleichzeitig drei Objektive dem Himmel entgegen, von denen zwei mit 16 Zoll Oeffnung Bilder auf zwei photographische Platten zeichnen, so daß dieselbe Gegend doppelt aufgenommen wird, während das dritte kleinere dem Astronomen dazu dient, durch direktes Nachsehen zu kontrollieren, ob auch das Rohr unverändert die Richtung beibehält. Auf der einen Platte, die am 22. August 70 Minuten lang exponiert war, erschien nun die Nova als gewöhnlicher Stern, wie alle anderen Sterne, auf der zweiten, gleichzeitig aufgenommenen Platte aber mit einem Nebelkreise umgeben, der etwa den fünften Teil des Monddurchmessers maß, während die mitphotographierten Sterne scharfe Punkte blieben. Zur weiteren Aufhellung dieser räthselhaften Er-

scheinung bediente nun Professor Wolf in der folgenden Nacht das zweite Objectiv halb zu, so daß nur ein Halbkreis vom Sternlicht passirt wurde und exponierte diesmal noch länger, nämlich über vier Stunden. Die vom ersten Objectiv gelieferte Platte zeigte diesmal um den neuen Stern eine schwache kreisförmige Nebelhülle von ebenfalls 1/2 Monddurchmesser, während das zweite halb abgedebnete Objectiv, außer lauter punktförmigen Sternen, um die Nova eine sehr intensive Nebelhülle von der gleichen Größe zeichnete, aber diesmal als Halbkreis, genau der Form des Objectivs entsprechend. Damit hatte Wolf klar bewiesen, daß die Nebelform auf der Abbildung nicht einem wirklich am Himmel um die Nova existierenden Nebel entsprach, sondern nur dadurch entstand, daß seine Objective nicht alle Strahlen scharf in einem Punkt vereinigten, sondern eine gewisse Strahlenart zerstreuten, weil sie dafür eben nicht berechnet worden waren. Daß dies kein allgemeiner Fehler seiner Gläser war, geht daraus hervor, daß die anderen Sterne als scharfe Punkte resp. kleine Kreisscheiben erschienen. Der neue Stern muß also eine besondere, bisher unbekannte Art von Strahlen ausstrahlen, die das zweite Objectiv überhaupt nicht scharf wieder zu vereinigen im stande war; das erste vermochte dies etwas besser, so daß am ersten Tage nichts Auffälliges an seinem Bilde zu sehen war, am zweiten Tage konnte es aber nicht hindern, daß die viertel so lange Belichtung doch einen schwachen Zerstreungskreis zeichnete. Welcher Art diese von dem neuen Stern jetzt neben den gewöhnlichen Lichtstrahlen ausgehenden Strahlen sind, ist uns vorläufig ganz unbekannt. Aber noch eine weitere Entdeckung zeitigte die zweite vierstündige Exposition. Auf beiden Platten zeigte sich nämlich von der Nova ausgehend südlich und östlich ein äußerst feiner vielgegliedertes Nebelzug, der bis 5 Bogeminuten von ihr zu verfolgen war. Eine der Theorien über die Entstehung der neuen Sterne nimmt bekanntlich an, daß sie durch Eindringen dunkler Sterne in ausgedehnte Nebelmassen des Himmels hervorgerufen werden. Nun wohl, die lange Belichtung der Platte hat uns hier zum erstenmal den Nebel gezeigt, in welchen die Nova gestürzt ist und in dessen Nähe sie natürlich noch steht, wenn sie durch ihn selbst auch längst hindurch gewandert ist. —

Humoristisches.

— Der Logiker. Einem Professor geht die Brille verloren. Da er nicht weiß, ob sie ihm gestohlen wurde oder ob er sie verlegt hat, hält er in seiner Verzweiflung folgendes Raisonnement: Wer stiehlt? Ein Dieb stiehlt. Wenn ein Dieb eine Brille stiehlt, dann ist er entweder kurzfristig oder nicht. Ist er kurzfristig, dann hat er eine Brille oder hat keine. Hat er eine Brille, wozu braucht er meine? Hat er aber keine, dann findet er doch meine nicht. Also kurzfristig ist er nicht. Wenn er aber nicht kurzfristig ist, wozu braucht er meine Brille? Also, ein Dieb hat meine Brille nicht. Ich muß sie also verlegt haben. Wenn man aber eine Sache verlegt hat, muß man sehen, wo sie ist. Ich sehe, daß sie nicht da ist. Wenn ich aber etwas sehe, dann muß ich doch eine Brille auf der Nase haben; also hab' ich die Brille auf der Nase. —

— Reitunterricht. Frau Rittmeister: „Worum haben Sie mir nicht die neue Peltsche gegeben, Johann?“
Kutscher: „Die haben der Herr Rittmeister an den Unteroffizieren abgeschlagen.“ —
(„Simpl.“)

Notizen.

— Im Reich der Ausgestoßenen. Memoiren des sibirischen Sträflings L. Meltschin, wird demnächst in einzig berechtigter Uebersetzung bei Heinrich Minden (Dresden und Leipzig) erscheinen. —
— Anzengrubers „Stahl und Stein“ geht am 15. September als erste Aufführung der Neuen Freien Volksbühne nachmittags im Belle-Alliance-Theater in Scene. —
— Sudermanns neues Drama „Es lebe das Leben“ wird im Deutschen Theater seine Erstaufführung erleben. Das Stück spielt in Abgeordnetenkreisen. —
— Das Napoleon-Drama „Der kommende Mann“ von Carry Brachvogel und Otto Mora wird die nächste Novität des Schauspielhauses sein. —
— Björnsons „Laboremus“ erzielte in Stuttgart einen „Achtungserfolg“; in München war die Aufnahme des Stüdes eine wenig freundliche. —
o. Gabriele d'Annunzio hat ein neues Drama „Francesca“ (da Rimini) beendet. Das Stück wird am 5. Dezember am Costanzi-Theater in Rom mit der Duse in Scene gehen. —
— Eine internationale Ausstellung der dekorativen Kunstindustrie wird anfangs nächsten Jahres in Moskau veranstaltet werden. —
— Ueberbrettel-Dichter. Auf das unter dieser Spitzmarke von uns unlängst abgedruckte Interat haben sich nicht weniger als vierzehn Grafen und Freiherren gemeldet. —